



M. Gollwitzer · J. Pfetsch · V. Schneider
A. Schulz · T. Steffke · C. Ulrich (Hrsg.)

Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen



HOGREFE



Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen

Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen

Aktuelle Erkenntnisse aus
Forschung und Praxis

herausgegeben von

Mario Gollwitzer, Jan Pfetsch,
Vera Schneider, André Schulz,
Tabea Steffke und Christiane Ulrich

HOGREFE



GÖTTINGEN · BERN · WIEN
TORONTO · SEATTLE · OXFORD · PRAG

Jun.-Prof. Dr. rer. nat. Mario Gollwitzer, geb. 1973. 1993-2000 Studium der Psychologie in Trier. 2000-2005 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fach Psychologie an der Universität Trier. 2004 Promotion. Seit 2005 Juniorprofessor für Methodenlehre und Evaluation im Fachbereich Psychologie an der Universität Koblenz-Landau.

Dipl.-Psych. Jan Pfetsch, M.A., geb. 1974. 1995-2005 Studium der Psychologie und Philosophie in Trier und Valencia, Spanien. Seit 2005 Wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung für Sozialpsychologie an der Universität Luxemburg.

Cand. psych. Vera Schneider, geb. 1982. Seit 2003 Studium der Psychologie in Trier und Berlin.

Cand. psych. André Schulz, geb. 1981. Seit 2002 Studium der Psychologie in Trier.

Cand. psych. Tabea Steffke, geb. 1982. Seit 2002 Studium der Psychologie in Trier.

Cand. psych. Christiane Ulrich, geb. 1983. Seit 2003 Studium der Psychologie in Trier und Paris.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2007 Hogrefe Verlag GmbH & Co. KG
Göttingen · Bern · Wien · Toronto · Seattle · Oxford · Prag
Rohnsweg 25, 37085 Göttingen

<http://www.hogrefe.de>

Aktuelle Informationen · Weitere Titel zum Thema · Ergänzende Materialien



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlagabbildung: © Bildagentur Mauritius
Druck: AZ Druck und Datentechnik, Kempten/Allgäu
Printed in Germany
Auf säurefreiem Papier gedruckt

ISBN 978-3-8017-2049-0

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
--------------------------------------	----------

Teil 1: Brennpunkte der Grundlagenforschung

Psychologische Aggressionstheorien und ihre Bedeutung für die Prävention aggressiven Verhaltens im Kindes- und Jugendalter	15
<i>Herbert Scheithauer & Tobias Hayer</i>	

Quo vadis Aggression und Gewalt? – Eine Trendanalyse an Dresdner Schulen	38
<i>Falk-Rüdiger Finze</i>	

Mediation in Fällen von Gewalt, Aggression und Mobbing in der Schule.....	58
<i>Leo Montada</i>	

Lerntheoretische Fehlschlüsse in Aggressionsforschung und Gewaltprävention	75
<i>Ferdinand Sutterlüty</i>	

Vorurteile und Rechtspopulismus	89
<i>Andreas Zick & Beate Küpper</i>	

Gewalthaltige Computerspiele – Wirkmechanismen und Präventionsansätze	104
<i>Jan Pfetsch & Georges Steffgen</i>	

Cyberbullying: Aggression und sexuelle Viktimisierung in Chatrooms	123
<i>Catarina Katzer & Detlef Fetchenhauer</i>	

Teil 2: Prävention und Intervention – Ansätze und Erkenntnisse der Anwendungsforschung

Ansätze zur Primär- und Sekundärprävention aggressiven Verhaltens bei Kindern und Jugendlichen.....	141
<i>Mario Gollwitzer</i>	
Gewaltprävention in Kindergarten und Grundschule mit Faustlos.....	158
<i>Andreas Schick & Manfred Cierpka</i>	
Elterntrainings: Wirksam in der Prävention aggressiven Verhaltens?.....	170
<i>Kurt Hahlweg & Nina Heinrichs</i>	
Politische Programme gegen Jugendgewalt.....	186
<i>Irina Bohn</i>	
Zivilcourage und Möglichkeiten ihrer Förderung.....	200
<i>Kai J. Jonas</i>	
Ansätze einer „konfrontativen Pädagogik“ in Schule und Jugendhilfe	213
<i>Reiner Gall & Markus Brand</i>	

Teil 3: Prävention und Intervention – Erfahrungen aus der Praxis

Gewaltpräventive Schulsozialarbeit – Drei Praxismodule.....	231
<i>Detlef de Graaff, Petra Pensé & David Pensé</i>	
Gewaltprävention in der Jugendhilfe – Umsetzungsmöglichkeiten aus Sicht des Jugendschutzes	248
<i>Carsten Lang</i>	
Präventionsverständnis im Weißen Ring und dessen praktische Umsetzung an Beispielen	263
<i>Werner Brall</i>	
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	273

Vorwort der Herausgeber

In diesem Buch wird viel von Gewaltprävention gesprochen – es trägt den Begriff sogar im Titel. In den nachfolgenden Beiträgen wird von konkreten Ansätzen die Rede sein, mit denen die Hoffnung verbunden ist, die Gewaltbereitschaft von Kindern und Jugendlichen einzudämmen oder zu verhindern, dass sie gar erst entsteht. Gerade an dieser Stelle scheint es sich daher anzubieten, die Frage, was denn eigentlich Gewaltprävention ist, etwas genauer zu betrachten. Eine solche Betrachtung ist nicht etwa grundlagenwissenschaftlicher oder sprachphilosophischer Selbstzweck – vielmehr ist für die Frage, ob es überhaupt sinnvoll ist, Gewaltprävention zu betreiben, von zentraler Bedeutung zu verstehen, was mit Gewalt und Gewaltprävention gemeint ist.

Gewalt wird häufig als extreme Form physischer Aggression aufgefasst. Im weiteren Sinn werden allerdings auch psychische Gewalt, Vandalismus (Gewalt gegen Sachen) sowie strukturelle Gewalt (gesellschaftliche und institutionelle Benachteiligung und Beeinträchtigung) zu Gewalt gerechnet. Aggression wiederum bezeichnet ein Verhalten, das eine Schädigung, Beeinträchtigung oder Drohung mit einer Beeinträchtigung einer anderen Person zur Absicht hat. Das Verhalten dient dabei nicht zur Verhinderung größerer Schäden und ist normativ ungerechtfertigt.

Der Begriff „Prävention“ kommt aus dem Lateinischen und bedeutet wörtlich, einer Sache zuvor (*prä*) kommen (*venere*), also eine meist unerwünschte Entwicklung durch geeignete Maßnahmen im Vorhinein zu verhindern. In der Medizin ordnet man dem Begriff Prävention zum einen Vorsorgeuntersuchungen, zum anderen die gezielte Ausschaltung von Risikofaktoren (z.B. diätetische Maßnahmen) oder die Stärkung von Schutzfaktoren (z.B. regelmäßiger Sport) zu. Üblicherweise werden Maßnahmen, die das Auftreten einer unerwünschten Entwicklung verhindern sollen, als *primärpräventiv*, und Maßnahmen, die die negativen Konsequenzen einer bereits aufgetretenen unerwünschten Entwicklung reduzieren sollen, als *sekundärpräventiv* bezeichnet. Hinzu kommen schließlich *tertiärpräventive* Maßnahmen, bei denen die Eindämmung von Folgeschäden im Vordergrund steht. Diese Unterscheidung ist auch in der klinischen Psychologie gängig und für die Planung und Durchführung von Interventionen von entscheidender Bedeutung. Im Bereich der Gewaltprävention versteht man also unter Primärprävention jene Maßnahmen, die aggressive Verhaltenstendenzen verhindern sollen, bevor sie auftreten und sich verfestigen. Solche Maßnahmen zielen theoretisch auf die gesamte Population oder eine Teilpopulation, die von einem Problem bedroht ist (also z.B. alle Schüler einer Schule). Unter Sekundärprävention versteht man Maßnahmen, die bereits aufgetretene aggressive Verhaltenstendenzen einzudämmen versuchen. Die Zielgruppe der Präventionsmaßnah-

me wird beispielsweise über verschiedene Risikofaktoren für Aggressionen oder das mehrmalige Auftreten von gewalthaltigen Verhaltensweisen bestimmt. Tertiäre Präventionsmaßnahmen richten sich an Personen, die in ihrem Sozialverhalten verfestigtes Aggressionsverhalten aufweisen, und bei denen die Auswirkungen gemindert oder ein Wiederauftreten des Problems abgewendet werden soll (z.B. Jugendliche, die mehrfach wegen Gewaltdelikten verurteilt wurden).

Dass sich Maßnahmen mit dem Ziel der Gewaltverhinderung und solche mit dem Ziel der Gewaltreduktion nicht nur hinsichtlich ihrer Zielgruppe, sondern auch hinsichtlich ihrer Konstruktions- und Durchführungsprinzipien voneinander unterscheiden, dürfte unmittelbar einleuchtend sein. Stark vereinfacht gesprochen setzt die Primärprävention auf den systematischen Aufbau erwünschter Verhaltenstendenzen (z.B. konstruktive Konfliktbewältigungsstrategien), während bei der Sekundärprävention der Abbau unerwünschter Verhaltenstendenzen im Vordergrund steht. Eine Behandlung schwerer aggressiver Verhaltenstendenzen zur Tertiärprävention erfordert den Einsatz komplexer therapeutischer Maßnahmen, während es beim primärpräventiven Ansatz im Idealfall noch gar nichts gibt, was behandelt werden müsste. Schon allein diese einfache Gegenüberstellung weist darauf hin, dass es *das* Erfolgsrezept, *den* einzig wahren Ansatz bei der Gewaltprävention nicht gibt. Aber das Bild wird noch komplexer: Ziel, Art und Inhalt einer gewaltpräventiven Maßnahme unterscheiden sich beispielsweise nach Eigenschaften der Zielgruppe, also etwa dem Alter, dem Milieu und anderen soziostrukturellen Variablen. Ferner lassen sich gewaltpräventive Maßnahmen danach unterscheiden, an welcher der typischerweise an einer aggressiven Episode beteiligten Entitäten sie ansetzen: Direkt beim Täter? Beim Opfer? Bei der sozialen Bezugsgruppe? Bei den Eltern bzw. Erziehungsberechtigten? Beim Kontext, also dem Schulsystem, dem Klassenraum, der Nachbarschaft etc.? Für die Planung und Durchführung einer gewaltpräventiven Maßnahme sind solche Entscheidungen und die mit ihnen verbundenen Vor- und Nachteile bzw. Chancen und Risiken essenziell.

Täterbezogene Maßnahmen. Wer an Gewaltprävention denkt, denkt zunächst an die Gewalttätigen. Sie sind die Akteure, und ihre Aggressionsbereitschaften zu reduzieren hieße, die Wahrscheinlichkeit des Auftretens (Inzidenz) von Aggression nachhaltig zu senken. Allerdings sind die Täter gleichzeitig auch die schwierigste Adressatengruppe. Ihr Verhalten zu verstehen, genauer gesagt: zu verstehen, worin genau die *Funktionalität* ihres aggressiven Verhaltens liegt, ist eine wichtige, aber äußerst komplizierte Aufgabe (siehe Montada, in diesem Band). Von daher ist es nicht verwunderlich, dass es in der Vergangenheit eine Reihe sehr unterschiedlicher Vorschläge für täterbezogene sekundärpräventive Maßnahmen gegeben hat. Sie reichen von verhaltenstherapeutischen Einzel- oder Gruppenmaßnahmen über kognitive Trainings bis hin zu konfrontativen Techniken (vgl. Gall und Brand, in diesem Band).

Opferbezogene Maßnahmen. Eine weitere wichtige Zielgruppe der Gewaltprävention sind die Opfer von Gewalttaten. Körperliches oder psychisches Leiden der Opfer zu verhindern, motiviert große gewaltpräventive Anstrengungen in verschiedenen Kontexten (z.B. in Familien, Schulen, Betrieben oder in der Öffentlichkeit). Und bereits

eine diffuse Atmosphäre der Angst und Gewalt zu reduzieren, erscheint wichtig, da negatives soziales Klima, Anonymität und Isolierung Gewalttaten wahrscheinlicher machen. Je nach Situation helfen verschiedene Maßnahmen, die Opfer zu schützen: Früherkennung, Schutz vor aktuellen Übergriffen und Krisenintervention oder ressourcenorientierte Stärkung der Opfer (Reflektion der Opfererfahrung, Befähigung zum Umgang mit Angst und Stress, Erhöhung des Selbstwertgefühls, Aufbau von Sozialkompetenz, Verbesserung der Selbstverteidigung) stellen solche Möglichkeiten dar. Daneben spielt aber auch das soziale Umfeld eine zentrale Rolle – soziale Integration von Außenseitern kann genauso helfen wie die gemeinschaftliche Setzung einer sozialen Regel der Nichtakzeptanz von Gewalt. Dies leitet auch schon zur nächsten Zielgruppe über, den am Gewaltgeschehen (scheinbar) Unbeteiligten.

Gruppenbezogene Maßnahmen. Insbesondere die sozialpsychologische Aggressionsforschung hat die Bedeutung des sozialen Kontexts, in dem Aggression stattfindet nachgewiesen (Schulklasse, Peer-group [Gruppe der Gleichaltrigen] etc.). Selbst diejenigen, die an einer aggressiven Episode gar nicht unmittelbar beteiligt sind (z.B. Zuschauer einer Keilerei auf dem Schulhof), beeinflussen das Geschehen und wirken unter Umständen verstärkend für den Täter. In vielen primärpräventiven Ansätzen wird daher verstärkt auf den Gruppenkontext geachtet, es werden Normen des Nicht-Tolerierens von Gewalt oder der Sozialen Verantwortung etabliert. Eine ähnliche Zielsetzung verfolgen Maßnahmen zur Steigerung der Zivilcourage (siehe Jonas, in diesem Band).

Elternbezogene Maßnahmen. Nicht selten werden die Erfolgchancen schulbezogener Maßnahmen hinterfragt; Kritiker zweifeln, was die beste Prävention in der Schule denn bringen mag, wenn zu Hause doch wieder alles schief läuft. Dieses Argument hat prinzipiell seine Berechtigung, denn die Eltern bzw. Erziehungsberechtigten sind – neben der Schule und den Peers – die entscheidenden Sozialisationsagenten von Kindern und Jugendlichen. In letzter Zeit ist das Interesse an elternbezogenen Maßnahmen stärker geworden; erste Evaluationsbefunde sind ermutigend (siehe Hahlweg und Heinrichs, in diesem Band).

Kontextbezogene Maßnahmen. Eine weitere Klasse indirekter Maßnahmen setzen an den kontextbezogenen Entstehungsbedingungen von Aggression an. Zu solchen Maßnahmen gehören etwa schulweite Projekt- und Aktionstage gegen Gewalt, Fortbildungen für Lehrerinnen und Lehrer, Verschönerungen des Klassenraums etc. Meist handelt es sich hier um Einzelprojekte innerhalb eines kommunal oder regional organisierten Maßnahmenpakets. Von solchen Projekten und den Erfahrungen, die mit ihnen gemacht wurden, berichten die Beiträge von de Graaff, Pensé und Pensé (zur Schulsozialarbeit, in diesem Band), Lang (zur Jugendhilfe, in diesem Band) und Brall (zur Präventionsarbeit des Weißen Rings, in diesem Band). Den Erfolg politischer Programme gegen konkrete Formen von Jugendgewalt wie Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus diskutiert Bohn (in diesem Band).

Wirkmodelle und ihre Begründung. All diesen Maßnahmen liegen Wirkmodelle zugrunde, die mehr oder weniger explizit bzw. implizit sind. Solche Wirkmodelle

lassen sich in Form von Veränderungshypothesen ausdrücken: Wenn man eine Variable X verändert, so verringert man die Aggressionsneigung bzw. die Aggressionsinzidenz. Für Elterntrainings könnte man eine solche Veränderungshypothese folgendermaßen formulieren: „Wenn man den Eltern aggressiver Kinder konstruktive Erziehungsfertigkeiten an die Hand gibt, wirkt sich das aggressionsreduzierend auf das Kind aus“. Bei Mediationsverfahren könnte die Hypothese lauten: „Gelungene Mediationen verringern die Wahrscheinlichkeit aggressiver Fortführungen bestehender Konflikte“. Im Hinblick auf Zivilcouragetrainings wäre eine mögliche Hypothese: „In einer Gesellschaft, die aus zivilcouragierten Personen besteht, ist die Wahrscheinlichkeit aggressiver Übergriffe geringer.“ In ähnlicher Weise lassen sich für alle anderen Ansätze solche Aussagen formulieren.

Entscheidend ist dabei die Frage, wie sich solche Veränderungshypothesen *begründen* lassen, d.h. *warum* damit zu rechnen ist, dass sich die erwarteten Wirkungen einstellen. Warum wird erwartet, dass Elterntrainings die Aggression reduzieren (weil ein konstruktives Konfliktbewältigungsverhalten der Eltern sich lerntheoretisch auf das Verhalten der Kinder transmittiert; weil eine Kultur des konstruktiven Sanktionierens die Normbindung der Kinder erhöht)? Warum wird erwartet, dass Mediation nachhaltig aggressionsreduzierend wirkt (weil das Konzept des „Recht des Stärkeren“ an Bedeutung verliert; weil eine lösungsorientierte Konfliktbearbeitungskultur bereits in den Anfangsstadien eines Konflikts zu wirken beginnt)? Warum wird erwartet, dass Zivilcourage das Aggressionspotenzial einer Gesellschaft reduziert (weil potenzielle „Täter“ wissen, dass sie von allen Seiten Gegenwind bekommen werden; weil Opfer der Gewalt eher mit sozialer Unterstützung rechnen und dem „Täter“ daher mutiger entgegentreten)?

Allgemeiner gesagt: Was sind die vermuteten Modelle der Wirksamkeit dieser Interventionen? Diese Frage ist zentral für die Beurteilung einer Intervention und ihrer vermuteten Wirksamkeit. Genau wie in der Grundlagenforschung muss für jede Intervention – bevor sie durchgeführt wird – das zugrunde liegende Wirkmodell expliziert und kritisch hinterfragt werden. Eine Durchführung von Maßnahmen, für die es kein (oder ein unplausibles) Wirkmodell gibt, etwa nach dem Motto „einfach ausprobieren, irgendwas wird schon wirken“, wäre unverantwortlich, weil evtl. auch gegenteilige Effekte bewirkt werden können, und volkswirtschaftlich destruktiv, weil das eingesetzte Geld evtl. sinnvoller investiert werden könnte.

Grundlagen- und Anwendungsforschung. Wirkmodelle können ihrerseits aus der Grundlagenforschung begründet werden, beispielsweise aus der Forschung zur (fehlenden) Hilfsbereitschaft von Zeugen eines aggressiven Übergriffs („bystander apathy“; siehe auch Jonas, in diesem Band), aus der Forschung zur Wirkung elterlicher Erziehungsstile (siehe Hahlweg und Heinrichs, in diesem Band) oder aus der Forschung zur Konfliktmediation (siehe Montada, in diesem Band). Bisweilen lassen sich Interventionsansätze direkt aus Aggressionstheorien ableiten: Dies gilt in eindrucksvollem Maße für die in den neunziger Jahren verstärkt in den Blickpunkt der Grundlagenforschung gerückten sozial-kognitiven Aggressionstheorien (siehe Scheithauer und Hayer, in diesem Band; für ein darauf aufbauendes Präventionsprogramm [„Faustlos“]: Schick und Cierpka, in diesem Band). Aber auch die Grenzen der Grundlagenforschung für die Übersetzung der Erkenntnisse in Wirkmodelle müs-

sen erkannt werden, wie – für das Beispiel der sozialen Lerntheorie – Sutterlüty (in diesem Band) diskutiert.

Die Grundlagenforschung zu Aggression und Aggressivität bildet nicht die alleinige Erkenntnisbasis, aus der sich Interventionen ableiten lassen. Die Frage, wie Gewalt und Aggression in einer Gesellschaft einzudämmen sind, erfordert auch eine dezidierte Analyse der Bereiche, in denen sich das Problem überhaupt stellt. Solche Problembereiche können sich mit der Zeit ändern: Einige Probleme gab es schon immer; sie haben sich nicht in ihrem Ausmaß, sondern lediglich in ihrer Qualität verändert (z.B. Gewalt an Schulen; vgl. Finze, in diesem Band). Andere Probleme werden in der öffentlichen Wahrnehmung fälschlicherweise als gelöst oder eingedämmt betrachtet, obwohl sie nach wie vor bestehen und lediglich subtiler geworden sind (z.B. Fremdenfeindlichkeit; vgl. Zick und Küpper, in diesem Band). Wieder andere Problembereiche sind noch relativ unerforscht, da sie bis vor wenigen Jahren noch gar nicht existierten (z.B. „Cyberbullying“; vgl. Katzer und Fetchenhauer, in diesem Band). Wie wichtig es ist, sich bei der Frage, wie problematisch ein Bereich nun tatsächlich ist, auf empirische Befunde – und nicht auf plausible Intuitionen – zu verlassen, zeigt die nach wie vor kontroverse Debatte um Gewalt in Computer- und Videospiele und ihre Wirkungen (vgl. Pfetsch und Steffgen, in diesem Band).

Fazit: Auch wenn zwischen Grundlagenforschung und Interventionsforschung keine perfekte Abhängigkeit besteht bzw. bestehen kann, so kann doch das eine Feld nicht ohne das andere leben: Wirkmodelle müssen theoretisch abgesichert sein; Interventionsforschung kann andererseits zur Überprüfung von Theorien genutzt werden. In jedem Fall sind Interventionen, deren Wirkmodelle nicht adäquat begründet werden können, mindestens nutzlos, wenn nicht sogar gefährlich. Leider erfüllen im Bereich der Gewaltprävention längst nicht alle der praktizierten Maßnahmen dieses notwendige Kriterium (siehe Gollwitzer, in diesem Band).

Das vorliegende Buch wendet sich an alle, die sich für Gewaltprävention interessieren, sei es weil sie Betroffene sind, weil sie sich für Anwendungskonzepte interessieren oder weil sie das Thema beforschen oder studieren. Das Buch kann keine erschöpfende Abhandlung aller Dinge, die zum Thema Aggression, Gewalt, ihre Phänomenbereiche und Möglichkeiten ihrer Reduzierung und Kontrolle zu sagen wären, liefern. Aber es kann dazu beitragen, den interessierten Leserinnen und Lesern einen Einblick in die Komplexität der Thematik zu geben und ihnen einen (unvollständigen) Überblick über verschiedene, zur Zeit praktizierte Maßnahmen zur Gewaltprävention zu geben. Die besondere Stärke des vorliegenden Buches liegt in dem expliziten Versuch, eine Brücke zwischen Erkenntnissen der Grundlagenforschung und Erfahrungen in Praxis und Anwendung zu bauen und diese aneinander zu testen. Der Sammelband „Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen“ soll diese Dynamik zwischen Forschung und Praxis widerspiegeln. Dies zeigt sich im Dialog zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen (z.B. Psychologie, Pädagogik, Soziologie und Politikwissenschaft) und Professionen, die in diesem Buch ihre jeweiligen Erkenntnisse und Erfahrungen einbringen. Eine solche Verwirklichung von Interdisziplinarität und Darstellung des breiten Spektrums von Ansatzpunkten der Gewaltprävention scheinen der Vielfalt und Komplexität des Phänomens Gewalt angemessen.

Im ersten Teil („*Brennpunkte der Grundlagenforschung*“) werden Phänomene von Aggression und Gewalt unter Kindern und Jugendlichen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene beschrieben und versucht, Erklärungsansätze zu finden. Im zweiten Teil („*Ansätze und Erkenntnisse der Anwendungsforschung*“) werden Möglichkeiten zur Eindämmung von Aggression und Gewalt unter Kindern und Jugendlichen diskutiert, wobei hier insbesondere auf die Frage nach der Wirksamkeit spezifischer Interventions- und Präventionsprogramme Wert gelegt wird. Im dritten Teil („*Erfahrungen aus der Praxis*“) geht es schließlich um konkrete Erfahrungen im Umgang mit Aggression und Gewalt – sowohl vor als auch nach aggressiven Auffälligkeiten von Kindern und Jugendlichen.

Die Beiträge sollen zum Nachdenken und (kritischen) Diskutieren anregen. An dieser Diskussion sollen sich alle beteiligen, die im Bereich der Gewaltprävention tätig sind oder sich dafür interessieren. Gerade zwischen Grundlagenforschern und „praktisch Tätigen“ ist die wechselseitige Kommunikation noch längst nicht optimal. Dies mag daran liegen, dass in vielen Fällen nicht die gleiche Sprache gesprochen wird. Diesbezüglich soll das vorliegende Buch als Vorbild dienen: Anwendungsbezüge, eine klare Sprache, plausible Beispiele und gegebenenfalls weiterführende Literaturhinweise sind Merkmale eines jeden Kapitels – auch jener, die sich eher im theoretischen Bereich bewegen.

Grundlage für den vorliegenden Sammelband ist eine Vortragsreihe unter dem Titel „Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen“, die im Wintersemester 2004/2005 an der Universität Trier stattfand. Organisiert wurde die Reihe von einem studentischen Arbeitskreis, der sich dem Thema Gewaltprävention widmet. Die Organisation der Vortragsreihe wurde unterstützt durch die Fachschaft Psychologie der Universität Trier, den Kriminalpräventiven Rat der Stadt Trier, das rheinland-pfälzische Landesministerium des Innern und für Sport (Leitstelle Kriminalprävention), das Evangelische Studienwerk Villigst e.V. und den Allgemeinen Studierenden Ausschuss (AStA) der Universität Trier, denen an dieser Stelle unser Dank gilt.

Schließlich bleibt zu erwähnen, dass dieses Buch ohne die Unterstützung einiger weiterer fleißiger Hände nicht zustande gekommen wäre und denen wir ebenfalls danken möchten. Lars Holstenkamp hat im Rahmen der Vortragsreihe konzeptuell mitgearbeitet und bei der Referentenbetreuung geholfen. Christine Reither hat die Beiträge mehrfach redigiert und formatiert. Susanne Weidinger vom Hogrefe-Verlag danken wir herzlich für ihre Unterstützung und die kooperative Zusammenarbeit.

Trier, Landau, Luxemburg und Berlin, im Oktober 2006

Die Herausgeberinnen und Herausgeber